

## PRO UND KONTRA IN DER ÜBERSETZUNGSKRITIK

1996 erschien im DIJ-Jahrbuch Jürgen Stalphs Beitrag „Pro litteris iaponicis oder Vom Schaden schlechten Übersetzens“ (*Japanstudien*, Band 8, S. 183–192). Asa-Bettina Wuthenow (Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg) verfaßte im Juli 1997 eine Entgegnung, die jedoch nicht in den Folgebund des Jahrbuchs aufgenommen werden konnte, da sie erst nach Redaktionsschluß eintraf. Auch in Band 10 fand die Replik – wegen dessen besonderen Charakters als Jubiläumspublikation – keine Berücksichtigung; Bemühungen, sie anderweitig zu veröffentlichen, blieben leider erfolglos. Wir möchten der Autorin daher in diesem Band trotz des zeitlichen Abstands die Gelegenheit geben zu antworten.

Bereits 1997 führten Frau Wuthenow und Herr Stalph einen Briefwechsel, in dem sie einige grundlegende Fragen zu klären versuchten und aus dem sich erkennen läßt, daß hinter den kontroversen Standpunkten unterschiedliche Vorstellungen von Sinn und Ziel des Übersetzens stehen. Obwohl ursprünglich nicht zur Veröffentlichung bestimmt, bildet dieser Dialog eine treffliche Ergänzung zu den Hauptbeiträgen und soll daher als Dokument eines lebendigen Gedankenaustauschs zusammen mit Frau Wuthenows Erwiderung auf Jürgen Stalphs Aufsatz abgedruckt werden.

Ein Diskussionsforum zu diesem Thema kann das Jahrbuch allerdings von seiner Konzeption her auch in Zukunft nicht bieten. Wir hoffen aber, mit den folgenden Texten die Reflexion über Probleme des Übersetzens weiter anzuregen – eine Reflexion, die innerhalb der deutschen Ostasienswissenschaften an Bedeutung gewonnen hat, wie die Vielzahl von Veranstaltungen und Initiativen in den vergangenen drei Jahren belegt.

ig

Heidelberg, den 9. Juli 1997

Sehr geehrter Herr Dr. Stalph,

bevor ich zum Anliegen meines heutigen Schreibens komme, habe ich etwas nachzuholen: Ich habe es bis heute versäumt, mich bei Ihnen für die Hilfe zu bedanken, die Sie mir 1994 im Frühjahr haben zukommen lassen, als ich Ihr Institut besuchte, um eine Art Bibliographie der japanischsprachigen Werke von und über Brecht zusammenzustellen. Ihre computergestützte Hilfeleistung hat mir damals bei den Recherchen

wirklich sehr geholfen. Nachträglich möchte ich Ihnen herzlichen Dank dafür aussprechen.

Die *Brecht-Bibliographie* ist, mit Lateinumschrift versehen, inzwischen an das Brecht-Archiv im Brecht-Haus (Berlin) gegangen.

Und nun zum heutigen Anliegen: Mit gehöriger Verspätung (d. h. erst lange nach seinem Erscheinen) las ich Ihren Aufsatz „Pro litteris iaponicis“ im letzten Band der *Japanstudien* und habe mich sehr darüber gefreut, daß es endlich jemand gewagt hat, das heiße Eisen der Kritik anzufassen. Ich glaube, wir sind uns alle darüber einig, daß kompetente Übersetzungskritik gerade auf dem Gebiet der Übersetzung japanischer Literatur dringend vonnöten ist. So sehr mich Ihr Aufsatz also gefreut hat, war ich doch nicht in allen Punkten damit einverstanden. Ich habe mir daher erlaubt, eine kleine Replik darauf zu schreiben, die ich Ihnen heute zukommen lasse. Ich fände es schön, wenn meine Replik im nächsten Band der *Japanstudien* veröffentlicht werden könnte. Vielleicht würde dies andere dazu anregen, ebenfalls in irgendeiner Form Stellung zu nehmen. Bei der Lektüre Ihres Aufsatzes gewann ich den Eindruck, daß Sie – vor allem mit den stellenweise doch recht provokanten Formulierungen – auch darauf abzielten, eine Diskussion über Übersetzungen und Übersetzungskritik in Gang zu bringen. Mir ist jedoch nicht bekannt, daß bisher jemand aus Japanologiekreisen öffentlich Stellung bezogen hätte.

Meine Replik mag über weite Strecken wie eine Verteidigung von Frau Piper klingen. Sie zielt jedoch nicht nur darauf ab, sondern ich wollte am Beispiel Ihrer Kritik an Piper etwas Grundsätzliches aufzeigen, nämlich daß man, wenn man Übersetzungskritik übt, stets auch die jeweilige Intention des Übersetzers berücksichtigen sollte.

Damit Sie mich nicht falsch verstehen: Ich kenne Frau Piper persönlich (noch?) gar nicht. Erst in der letzten Zeit haben wir begonnen, im Zusammenhang mit der HOL [*Hefte für Ostasiatische Literatur*, die Red.] miteinander zu korrespondieren. Meine Replik ist also nicht irgendwie persönlich motiviert, sondern es geht mir tatsächlich um die Art und Weise, wie Übersetzungskritik betrieben wird (oder betrieben werden sollte).

Ich lasse auch Frau Professor Hijiya-Kirschner eine Kopie meines Beitrags zukommen mit der Bitte, ihn, wenn möglich, in Ihrem Jahrbuch abzdrukken. Es wäre mir ein Vergnügen, eventuell, falls er abgedruckt werden sollte, eine Replik von Ihnen auf meine Replik lesen zu dürfen.

Mit freundlichen Grüßen

B. Wuthenow

PRO IUDICIO SOBRIO  
ODER  
VON DER ZWEIFELHAFTIGKEIT MORALISIERENDER  
ÜBERSETZUNGSKRITIK

*Asa-Bettina WUTHENOW*

Jürgen Stalph, den wir als brillanten Übersetzer und gewissenhaften Bibliographen moderner japanischer Literatur kennen, betätigt sich im jüngsten Jahrbuch des Deutschen Instituts für Japanstudien („Pro litteris iaponicis oder Vom Schaden schlechten Übersetzens“, in: *Japanstudien*, 1996, Bd. 8, S. 183–192) auf dem Felde der Übersetzungskritik und ist dabei nicht zimperlich. Viele Übersetzungen, so stellt er zu recht fest, seien schlecht, und diese schlechten Übersetzungen führten zu falschen Urteilen über japanische Literatur, festigten Vorurteile und richteten so viel Schaden an. Dies ist eine Feststellung, der man nur zustimmen kann. Als Verdienst Stalphs ist sicher zu werten, daß hier einer, der selber zur Zunft der Japanologen wie der Übersetzer gehört, den Wall des Schweigens bricht und Kritik an bestehenden Übersetzungen übt, vielleicht in der Hoffnung, so eine übersetzungskritische Diskussion in Gang zu bringen, die tatsächlich dringend vonnöten wäre. Wie alle wissen, die sich mit japanischer Literatur befassen, ist das Dilemma nicht nur, daß Literaturübersetzungen aus dem Japanischen von der allgemeinen lesenden Öffentlichkeit nicht genügend wahrgenommen werden, sondern auch, daß die (mittlerweile zahlenmäßig nicht mehr ganz so wenigen) Übersetzungen, die auf den deutschen Buchmarkt kommen, in vielen Fällen nicht einmal Rezensenten finden. Wenn aber einmal eine Übersetzung, etwa eines Romans, aus dem Japanischen rezensiert wird, fehlt nicht selten der Hinweis auf die Qualität der Übersetzung (Raum für eine ausführliche Erörterung einzelner Übersetzungsentscheidungen ist in Rezensionen ohnehin nur selten gegeben), so daß schlechte Übersetzungen ohne jede Beanstandung durchgehen, was, wie auch Stalph ausführt, dazu führt, daß Merkwürdigkeiten im Text dem japanischen Original zur Last gelegt werden. Durch die fehlende Übersetzungskritik sowohl seitens der Rezensenten als auch seitens der Japanologen hat auch der Übersetzer kein Feedback, an dem er lernen könnte, was der Perpetuierung schlechter Übersetzungen Vorschub leistet. So weit so gut. Was nicht überzeugt am Stalphschen Aufsatz ist nicht das Was, sondern das Wie. So kompetent und überzeugend auch die Einzelanalysen von Fehlübersetzungen sein mögen – Übersetzungskritik ist

nicht dafür da, den moralischen Zeigefinger zu erheben: Wer, so Stalph, aufgrund seiner „Unfertigkeit in der japanischen Sprache“ den „Daumen im Wörterbuch, den Zeigefinger im Zeichenlexikon, versucht, Akutagawa zu übersetzen und in Übersetzung öffentlich zu machen, steht nicht nur auf verlorenem Posten, sondern vergeht sich. Nichts weniger.“ („Pro litteris iaponicis“, S. 184; Hervorhebungen A.-B. W.). Wer, so könnte man zu Stalphs Übersetzungskritik sagen, ließe man sich auf dieselbe moralisierende Argumentationsweise ein, Übersetzungskritik übt, ohne die Intentionen des Übersetzers zu berücksichtigen, vergeht sich auch, nichts weniger. Doch anstatt zu verdammen, wollen wir hier versuchen, sachlich zu bleiben: Es ist richtig, daß in den von Stalph zitierten Gedichtübertragungen Annelotte Pipers Fehler enthalten sind, die sich nicht wegdiskutieren lassen. Andererseits ist es aber auch richtig, daß Piper mit ihren Übersetzungen keine kongenialen Nachdichtungen der Poesie Hagiwara Sakutarōs liefern wollte. Die Gedichte Hagiwaras, die Piper in ihrem Aufsatz von 1955 (Annelotte Piper: „Das Shi als Ausdruck des japanischen Lebensgefühls in der Taishōzeit. Hagiwara Sakutarō und Takamura Kōtarō“. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens*, 1955, Nr. 77, S. 8–21) übersetzt, stehen im Kontext literaturgeschichtlicher Erörterungen, spricht: Ziel der Verfasserin war es, die Dichtung Hagiwara Sakutarōs überhaupt einmal vorzustellen, wobei sie sich mancher Unzulänglichkeiten ihrer Übersetzungen durchaus bewußt war. Dies zeigt die Anmerkung 2 auf S. 12 ihres Aufsatzes: „Bei den Gedichtübertragungen wurde danach gestrebt, sie möglichst wortgetreu den Originalen nachzubilden: Somit ging freilich das eigentlich Poetische an ihnen verloren: ihre auf dem Zusammenklang von Laut, Inhalt und Sprache basierende Assoziationskraft.“ Die faszinierenden Alliterationen und Lauthäufungen bei Hagiwara Sakutarō, auf die Stalph aufmerksam macht („Pro litteris iaponicis“, S. 186), wurden also von Piper durchaus gesehen (s. auch Piper, op. cit., S. 14: „Eins der Gedichte, in dem sich Bild und Klang zu einem ungewöhnlich suggestiven Ganzen verbinden, ist ‚Neko‘ [Katzen] [...]“, dann folgt das von Stalph zitierte Gedicht *Makkuroke no neko ga nihiki...*), nur ging es ihr im Zusammenhang ihrer Erörterungen über die Dichterpersönlichkeit Hagiwara Sakutarōs nicht um eine Nachbildung dieser poetischen Mittel. Daß die Übersetzungen, die aufgrund solcher Prämissen entstanden sind, nicht dieselbe Qualität aufweisen, ja aufweisen können, wie das Original, ist selbstverständlich. Doch man kann nicht mit der Meßlatte der Kunst messen, was keine Kunst sein will, sondern nur Erklärung und Verdeutlichung. Übersetzungskritik sollte sich, ebenso wie Literaturkritik, nicht nur moralischer Urteile enthalten, sie kommt, wenn sie nicht unfair sein will, auch nicht umhin, die jeweilige Intention des Übersetzers mit zu berücksichtigen. Gerade Stalph sollte dies wissen. Trotz einer Reihe von

Mißverständnissen in den Übersetzungen der Gedichte Hagiwara Sakutarō (Pipers Aufsatz über Nishiwaki Junzaburō [„Nishiwaki Junzaburōs Dichtung und Poetik“. In: *Nachrichten der Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens*, 1990, Nr. 147–148, S. 118–144] weist zum Teil ebenfalls Probleme auf, doch wäre es fair gewesen, hätte der Übersetzungskritiker die Übersetzungsleistungen der einzelnen Mitarbeiter des Artikels auch einzeln gekennzeichnet. So stammt z. B. die von Stalph zerpfückte Übersetzung des Gedichts *Me* („Augen“, 1. Fassung) nicht von Piper, sondern von einer ihrer Mitarbeiterinnen, deren Initialen auch angegeben sind [s. „Nishiwaki Junzaburōs Dichtung und Poetik“, S. 123–124]. Stalphy Formulierung von den „tödlichen Fehlern“, die man bei „Piper *et alii* im Schock“ finde, ist hier zu undifferenziert, auch wenn Piper zweifellos durch die Federführung eine gewisse Verantwortung für alle in dem Beitrag enthaltenen Übersetzungen übernommen hat) – trotz der durchaus vorhandenen Mißverständnisse in den Gedichtübersetzungen also möchte ich sagen, angesichts der Tatsache, daß der Aufsatz Annelotte Pipers über Hagiwara Sakutarō mehr als 40 Jahre zurückliegt und zu einer Zeit entstand, als die sprachliche Ausbildung noch wesentlich schlechter als heutzutage war (und wie ungenügend sie heute ist, wird ja von Stalph ausgeführt), zu einer Zeit überdies, als noch praktisch keine Vorarbeiten auf dem Gebiet der *Shi*-Dichtung im deutschsprachigen Raum vorlagen: Piper hat sich nicht etwa „vergangen“, sondern sie ist – unter schwierigsten Bedingungen – mutig vorangegangen.

\*

Tokyo, den 4. September 1997

Liebe Frau Wuthenow!

Für Ihren Brief und Ihre Replik danke ich sehr. Wegen eines Trauerfalls in der Familie komme ich erst heute dazu, Ihnen zu antworten. Ich bitte Sie, die ungehörige Verspätung zu verzeihen.

Meine Kritik an Frau Piper, die im übrigen ebenso wie Ihre Verteidigung nicht persönlich motiviert ist, sondern illustrativen Charakter hat, geht, darauf darf ich hinweisen, von dem 1991 erschienenen NOAG-Aufsatz aus, nicht von dem aus dem Jahre 1955. Erst kommt 1991, dann 1955. Die in diesem jüngeren Aufsatz gebotenen (und im Druck der Öffentlichkeit angebotenen) Übersetzungen sind eine einzige Katastrophe, meine Kritik daran ist vergleichsweise zurückhaltend. Man darf einfach nicht mit „karmesin-rotes Land“ übersetzen, wenn *Calmotin*, ein – in der Literatur übrigens häufiger vorkommendes – Schlafmittel, gemeint ist. Solche Fehler –

in einem Text von gerade mal sechs Zeilen! – *sind* tödlich. Mit „moralisieren“ hat das nichts zu tun, auch nicht bei meinen anderen Beispielen (Wundt, Osten, Meckel, Wolf etc.), auf die Sie merkwürdigerweise gar nicht eingehen.

Die Namen der Übersetzerinnen habe ich im Text (wohl aber im beigefügten Literaturverzeichnis) deshalb nicht angegeben, weil ich annahm und annehme, daß es sich um Studentinnen handelt. Die sollte man schonen. Denn sie sind falsch angeleitet, zumindest aber nicht korrigiert worden.

Den Abdruck Ihrer Replik, die ich insgesamt und angefangen bei der Titelgebung für verfehlt halte, in den *Japanstudien* werde ich nachdrücklich befürworten. Wenn ich mich dazu entschließen kann, eine Replik auf Ihre Replik zu schreiben, werde ich Sie Ihnen selbstverständlich vor dem Abdruck im Manuskript zukommen lassen.

Mit nochmaligem Dank und herzlichen Grüßen

Ihr Jürgen Stalph

\*

Heidelberg, den 16. Oktober 1997

Lieber Herr Dr. Stalph,

nun bin ich diejenige, die sich entschuldigen muß, da ich Ihren freundlichen Brief so lange unbeantwortet ließ. Ich hoffe, Sie können mir verzeihen. Ich wollte, bevor ich Ihnen schreibe, mir Ihren Aufsatz „Pro litteris iaponicis“ noch einmal durchlesen, und dazu bin ich erst heute gekommen. Zunächst einmal möchte ich Ihnen meinen Dank dafür aussprechen, daß Sie sich für den Abdruck meiner Replik einsetzen wollen, obwohl Sie sie für verfehlt halten. Ich weiß selbst, daß ich mit einer Verteidigung Frau Pipers einen *sehr* schweren Stand habe [...], aber dennoch möchte ich das, was ich geschrieben habe, nicht zurücknehmen.

Sie schreiben in Ihrem Brief, daß Ihre Kritik sich hauptsächlich auf den 1991 (bzw. 1990; so steht's auf dem Umschlag der NOAG) erschienenen Beitrag über Nishiwaki Junzaburō beziehe. Der Pipersche Aufsatz von 1955 komme erst an zweiter Stelle. Dies habe ich, auch bei der wiederholten Lektüre Ihres Aufsatzes heute, nicht so empfunden. Zwar ist die chronologische Folge im Text genau so, wie Sie sagen, doch kann ich nicht erkennen, daß in der Kritik bzw. in der Schärfe Ihrer Kritik hier eine Gewichtung vorläge. Hätten Sie eine solche Gewichtung vorgenommen,

wäre es sicher verfehlt gewesen, mich in der Replik auf den älteren Aufsatz zu konzentrieren. Ich möchte an dieser Stelle noch einmal betonen (wie ich es ja auch in der Replik getan habe), daß ich in vielen Punkten mit Ihnen einer Meinung bin. Die von Ihnen aufgezeigten Übersetzungsfehler SIND da, und sie sind gravierend. Und das nicht nur bei Piper. Das Buch von Osten (*Die Erotik des Pfirsichs*) finde ich, auch wenn ich nicht eigens darauf eingehe, ebenso wie Sie skandalös. Man hätte auch andere „gestandene“ Übersetzer, die Sie in Ihrem Aufsatz nicht erwähnen, in die Kritik mit einbeziehen können, so etwa Oscar Benl, bei dem in bezug auf das Übersetzen wahrhaftig nicht alles zum besten steht. In dieser Situation finde ich es mehr als dankenswert, daß endlich einer (nämlich Sie) den Mund aufmacht und das Kind beim Namen nennt. (Und im Gegensatz etwa zu mir, die ich noch nicht viel vorzuweisen habe, können Sie es sich als stilistisch hervorragender Übersetzer erlauben, solche Kritik ohne falsche Zurückhaltung zu äußern.) Wenn sich nicht im Rahmen der deutschsprachigen Japanologie eine kompetente Übersetzungskritik entwickelt, werden auch die Übersetzungen, die auf den Markt geworfen werden, nicht besser werden, oder anders gesagt: Nur eine funktionierende Übersetzungskritik kann verhindern, daß Verlage kritiklos alles drucken, wovon sie keine oder wenig Ahnung haben.

Daß Sie in Ihrem Aufsatz auf die Nennung der Namen der Piper-Schülerinnen verzichten wollten, verstehe ich. Sie haben sicher recht, wenn Sie hier von einer falschen Anleitung sprechen.

Nur in einem Punkt kann ich Ihnen nicht recht geben: Darin nämlich, daß Sie in Ihrem Aufsatz keinen Unterschied zwischen literaturwissenschaftlichen Publikationen und reinen Literaturübersetzungen machen. Hier liegt das Grundsätzliche der Kritik, die ich an Ihrer Kritik der Piperschen sowie anderer Übersetzungen anzubringen habe. Um deutlich zu machen, was ich meine, hätte ich auch Ihre Ausführungen über Kunst vom Beginn Ihres Aufsatzes zitieren können („[...] Übersetzungen, denen mithin die Aufgabe zukommt, Kunst in Kunst zu transponieren, [...]“ usw.). Das ist in der Tat das, was man für Kunstwerke der Ausgangssprache fordern müßte. Dennoch läßt sich doch wohl nicht leugnen, daß es verschiedene Arten des Übersetzens gibt. So kann ich gerade einen literarischen Text etwa im Rahmen einer wissenschaftlichen Arbeit so übersetzen, daß er eben noch kein Kunstwerk in der Zielsprache abgibt, dafür aber hilfreich ist, um bestimmte Aspekte der stilistischen oder sonstigen Analyse zu demonstrieren. Dies kann bisweilen etwa durch eine verfremdende Übersetzung im Sinne Schleiermachers erreicht werden. Wenn ich aber denselben Text zur Vorlage bei einem allgemeinen, literaturinteressierten deutschsprachigen Publikum übersetze (sprich für eine Einzelveröffentlichung in einem Verlag etwa), sollte man als Übersetzer

m. E. stärker „eindeutschen“ und möglichst so übersetzen, daß keine Textstellen, die im Original als „ganz normal“ empfunden werden, auf einmal als ungewöhnlich auffallen. Hier wäre, bei der Wahrung oder Nachschöpfung der formalen Charakteristika, auch das Prinzip der „dynamischen Äquivalenz“ (Nida) mit zu berücksichtigen. (Ideal wäre es für eine solche Übersetzung natürlich, wenn sie auf den zielsprachigen Leser zumindest eine ähnliche Wirkung ausüben könnte wie das Originalwerk auf den ausgangssprachlichen Leser.)

Vielleicht wäre es in diesem Zusammenhang interessant, sich zum Beispiel die Doktorarbeit von Michael Stein anzusehen, in die ich nie Einblick gehabt habe. Ich bin sicher, daß er in der Dissertation völlig anders übersetzt als für die *Japanische Bibliothek* des Insel Verlags, und dies nicht nur, weil er vielleicht nach vielen Jahren dazugelernt hat und möglicherweise mittlerweile besser Japanisch oder besser Übersetzen kann, sondern auch und vor allem, weil mit der Übersetzung ein ganz anderer Zweck verfolgt wird als in der Doktorarbeit.

So trete ich nach wie vor dafür ein, daß man, wenn man Übersetzungskritik übt, auf jeden Fall die jeweilige Intention des Übersetzers berücksichtigen muß. Es ist auch legitim zu sagen, daß man gar nicht das Ziel hat, als Übersetzer ein Kunstwerk zu schaffen, so eben dann, wenn die Übersetzung nur eine Hilfe sein soll, um einen wissenschaftlichen Diskurs zu illustrieren oder verständlicher zu machen. Die von Ihnen kritisierten Übersetzungen von Piper stehen zumindest in einem literaturwissenschaftlichen Zusammenhang. So kann man in ihrem Fall, wie ich meine, zwar sehr wohl auf echte Fehler aufmerksam machen, doch darf man ihr nicht, wie es in Ihrem Aufsatz durch den Vorspann und die Situierung der Kritik an Piper indirekt geschieht, vorwerfen, daß sie keine Kunst schaffe.

Ich will es noch einmal anders formulieren: Übersetzungen können unterschiedliche Funktionen zugeordnet sein, und je nach der zugeordneten Funktion wird selbst die Übersetzung ein und desselben Textes durch ein und denselben Übersetzer unterschiedlich ausfallen. Diese Unterschiedlichkeit aber wird durch den Übersetzer bewußt hervorgerufen. Da es nun aber unterschiedliche Weisen des Übersetzens gibt (wobei natürlich immer wenigstens die „Invarianz auf der Inhaltsebene“, also das korrekte Verstehen der inhaltlichen Aussage des ausgangssprachlichen Textes und deren korrekte Wiedergabe, zu fordern ist), kann man, etwas polemisch ausgedrückt, auch dann, wenn es um die Übersetzung literarischer Werke geht, nicht alles über den Einheitskamm der hohen Kunst scheren.

Ich weiß nicht, ob ich habe verständlich machen können, was ich meine. Auf jeden Fall würde mich Ihre Meinung zu diesem Komplex interessieren. Vielleicht finden Sie ja irgendwann Zeit für einen Antwortbrief, auch

wenn Sie keine „Replik auf die Replik“ schreiben sollten. So könnten wir die Diskussion privat noch ein wenig fortsetzen.

Zum Schluß möchte ich Ihnen noch mein Beileid für den von Ihnen erwähnten Todesfall in der Familie aussprechen und mit der Hoffnung verbinden, daß Sie darüber recht bald hinwegkommen mögen.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Bettina Wuthenow

\*

Tokyo, den 22. Oktober 1997

Liebe Frau Wuthenow!

Vielen Dank für Ihre lange Mühe.

1. Ich glaube nicht, daß es „verschiedene Arten des Übersetzens“ gibt (wir reden, wohlgermerkt, von Literatur). Es gibt nur eine. Alles andere ist Exegese, Interpretation, Analyse, was weiß ich, mit den Mitteln der Sprache – in der Regel –, in der auch die Exegese, die Analyse, die Interpretation stattfindet.

2. Ihren Satz „(Ideal wäre es für eine solche Übersetzung natürlich, wenn sie auf den zielsprachigen Leser zumindest eine ähnliche Wirkung ausüben könnte wie das Originalwerk auf den ausgangssprachlichen Leser.)“ halte ich, verzeihen Sie, für Unfug. Welche Wirkung *Die Gelehrtenrepublik* oder „Der Panther“ auf Sie, Herrn Reich-Ranicki *und* meine Großmutter ausübt, interessiert mich allenfalls privat. Als Übersetzer schert es mich nicht. Mit anderen Worten: „den zielsprachigen Leser“, eine Formulierung übrigens, die mir, wenn ich auch das unverblümt sagen darf, das Wasser in die Augen treibt, gibt es nicht. – Zu diesem Komplex habe ich mich in HOL 15 bereits zur Genüge geäußert.

3. Die „Invarianz auf der Inhaltsebene“ ist ein Popanz. Völlig korrekt natürlich (und selbstverständlich), aber, sofern vom Gesamten gelöst, in keiner Weise behilflich. Es sei denn, Sie befürworten Kompressionstranslatorik und schlagen das der Übersetzungskunst zu.

4. Frau Pipers Beitrag zu Nishiwaki ist 1991 erschienen. So steht's auf dem Umschlag der NOAG (innen; lesen Sie das Impressum). Die Jahreszahl

1990 außen ist eine ökonomische Notwendigkeit (man hing etwas nach).  
(Dies nur, weil Ihre Formulierung nahelegt, ich hätte falsch zitiert.)

5. Mein kleiner Aufsatz hat siebeneinhalb Seiten. Alle gestandenen Übersetzer einzubeziehen war nicht möglich. Zu Herrn Benl – da Sie ihn erwähnen – habe ich mich in einem anderen kurzen Aufsatz einmal geäußert („kann man ‚einen nicht unbedeutenden Betrag darauf wetten‘ [...], daß Oscar Benl zumindest im *Schneeland* nicht das getroffen hat, worauf es ankommt: den Ton des Ganzen“ („Quantität als Bewertungsmaßstab“, *Japanstudien* 1993 (1994); im Vor und Danach dieses Zitats werden Belege geliefert)).

6. Sekundärererscheinungen einer funktionierenden Übersetzungskritik (was immer das sei) interessieren mich wenig. Positive wären natürlich willkommen. Ich fürchte allerdings, daß „eine funktionierende Übersetzungskritik“ nicht „verhindern kann, daß Verlage kritiklos alles drucken, wovon sie keine oder wenig Ahnung haben“. – In diesem Zusammenhang: Fischer wird demnächst den ersten Band der Oeschen „Brennholztrilogie“ (wenn ich das so respektlos sagen darf) herausbringen. Ein schändlich schlechtes Buch. In einer *guten* Übersetzung.

Herzlichst,

Ihr Jürgen Stalph

\*

Heidelberg, den 15. Dezember 1997

Sehr geehrter Herr Dr. Stalph,

haben Sie vielen Dank für Ihren Brief vom 22. Oktober. Bitte entschuldigen Sie, daß ich auch dieses Mal erst so spät antworte.

Der Ärger über meine Ausführungen ist Ihrem Brief deutlich anzumerken. Um Ihnen einen solchen Ärger nicht wieder zuzumuten, will ich mich diesmal kurz fassen.

1. Sie schrieben, es gebe nur eine Art des Übersetzens, alles andere sei Exegese, Interpretation... Das ist ein Streit um Worte. Wie man es bezeichnet, macht keinen großen Unterschied. Auch die Interlinearversion ist eine, wenn auch nur rudimentäre Form von Übersetzung, über deren Sinn und Unsinn man streiten kann. Sie kann natürlich niemals beanspruchen, das

Original adäquat wiederzugeben, aber sie kann sehr wohl in bestimmten Zusammenhängen eine sinnvolle Funktion erfüllen. Wenn ich aber Kritik an einer solchen Interlinearversion übe, muß ich berücksichtigen, daß sie nur Interlinearversion sein will und kann nicht so tun, als liege hier ein mißglücktes Kunstwerk vor.

2. Wenn ich vom „zielsprachigen Leser“ spreche, meine ich natürlich weder Ihre noch meine Großmutter, ganz zu schweigen von Herrn Reich-Ranicki. Auch wenn es Ihnen „das Wasser in die Augen treibt“: Der „zielsprachige Leser“ ist eine Abstraktion, eine jener Abstraktionen, wie man sie für Modelle in Linguistik und Literaturwissenschaft immer wieder konstruiert. Gemeint ist der im Text angelegte Leser, nicht ein konkret-physischer Leser mit Namen xy.

3. Die „Invarianz auf der Inhaltsebene“ steht keineswegs „vom Ganzen gelöst“ da, sondern ist eine Äquivalenzforderung unter vielen, welche je nach Art des Textes unterschiedlich zu gewichten sind. Es handelt sich um nichts weiter als um eine Analyse-kategorie. Auch für mich ist Kunst Kunst und eine Inhaltsangabe eine Inhaltsangabe. Darin dürften wir uns wohl einig sein. Ich behaupte auch nicht, daß eine Übersetzung, die den Kunstcharakter eines literarischen Werks nicht gebührend berücksichtigt, „Übersetzungskunst“ sei oder eine „gute“ oder „adäquate“ Übersetzung. Ich sage nur: Wenn man eine Übersetzung kritisiert, dann muß man sich auch vergewissern, ob der Übersetzer dem Kunstcharakter überhaupt gerecht werden wollte. Er kann durchaus aus bestimmten Gründen darauf verzichten, in der Zielsprache ein Kunstwerk schaffen zu wollen.

4. Das Impressum der betreffenden Ausgabe der NOAG habe ich sehr wohl zur Kenntnis genommen. Seit wann ist es üblich, in einem Literaturverzeichnis nur den realen Erscheinungszeitpunkt anzugeben, nicht aber das Jahr, dem ein Zeitschriftenband zuzurechnen ist? Ich will keine Härchen spalten, aber da Sie darauf eingehen, möchte ich es auch noch einmal ansprechen: An erster Stelle sollte m. E. 1990 genannt werden, da es sich um eine 1990er Ausgabe der Zeitschrift handelt. Wenn man genauer sein will, kann man in Klammern noch „tatsächlich erschienen: 1991“ o. ä. angeben. Aber das eine Jahr macht, denke ich, in unserer Diskussion ohnehin keinen so großen Unterschied.

Das ist alles, was ich noch erwidern wollte. Ich denke, das Thema dürfte nun so weit ausdiskutiert sein. Ich hoffe, daß es bei dem ursprünglichen Angebot von Frau Professor Hijjiya-Kirschner bleibt und meine kleine Replik 1999 erscheinen kann. Sollten Sie noch öffentlich etwas darauf erwidern wollen, wäre ich sehr dankbar, wenn auch hier das Angebot von

Frau Prof. Hijiya weiterhin Bestand hätte, daß ich mich dazu auch noch mal äußern darf.

Damit schließe ich für heute, nicht ohne Ihnen schöne Weihnachtstage und einen guten Rutsch ins Tigerjahr zu wünschen, in ein Jahr hoffentlich, das uns noch so manche gute Übersetzung bringt.

Mit herzlichen Grüßen

Ihre Bettina Wuthenow